

Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald
Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg
Band: 1 (1988)

Artikel: "Ist es gut, kupfernes Kochgeschirr mitzunehmen?" : Aus der Monatsschrift "Anschauungen und Erfahrungen in Nordamerika" von Lehrer Heinrich Bosshard
Autor: Ackermann, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-892935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Überschwemmungen im Canton St.Gallen 1868. O. O. u. J.

Die Überschwemmungen und Verheerungen des Hochwassers in den Kantonen St.Gallen und Graubünden im Hochsommer 1890. Zürich 1890.

Viehzählung: Schweizerische Viehzählung vom 21. August 1866. – In: Schweiz. Statistik, Hg. Statist. Bureau des Eidg. Amtes des Innern, Lieferung 31/37. Bern 1878.

Voellmy 1945: S. VOELLMY [Hg.], Ulrich Bräker, Leben und Schriften. Bd. 2 Umwelt und Tagebücher. Basel 1945.

Volkman 1884: J. VOLKMAN, Über die Ursachen der gegenwärtigen Lage der Landwirtschaft und über die Mittel zur Hebung derselben mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse des st.gallischen Rheintales. Rorschach 1884.

Volkszählung 1860, Alter: Eidgenössische Volkszählung vom 10. Dez. 1860. Alter, Geschlecht, Familienstand. – In: Schweiz. Statistik, Lieferung 8. Hg. Statist. Bureau des Eidg. Departementes des Innern. Bern 1869.

Volkszählung 1860, Beschäftigung: Eidgenössische Volkszählung vom 10. Dez. 1860. Beschäftigungsarten. – In: Schweiz. Statistik, Lieferung 11. Bern 1869.

Volkszählung 1870, Alter: Eidgenössische Volkszählung vom 10. Dez. 1870. Alter, Geschlecht, Familienstand. – In: Schweiz. Statistik, Lieferung 20. Bern 1876.

Volkszählung 1870, Beschäftigung: Eidgenössische Volkszählung vom 10. Dez. 1870. Beschäftigungsarten. – In: Schweiz. Statistik, Lieferung 28. Bern 1876.

Volkszählung 1880, Alter: Eidgenössische Volkszählung vom 1. Dez. 1880. Alter, Geschlecht, Familienstand. – In: Schweiz. Statistik, Lieferung 56. Bern 1883.

Volkszählung 1880, Beschäftigung: Eidgenössische Volkszählung vom 1. Dez. 1880. Beschäftigungsarten. – In: Schweiz. Statistik, Lieferung 59. Bern 1883.

Wagner 1877: D. WAGNER, Die Verbindung von Industrie und Landwirtschaft. – In: Verhandlungen der st.gallischen gemeinnützigen Gesellschaft. St.Gallen 1877, S. 67–90.

Wartmann 1875: H. WARTMANN, Industrie und Handel des Kantons St.Gallen auf Ende 1866. St.Gallen 1875.

Wartmann 1887: H. WARTMANN, Industrie und Handel des Kantons St.Gallen 1867–1880. St.Gallen 1887.

Wartmann 1897: H. WARTMANN, Industrie und Handel des Kantons St.Gallen 1881–1890. St.Gallen 1897.

Wessendorf 1973: B. WESSENDORF, Die überseeische Auswanderung aus dem Kanton Aargau im 19. Jahrhundert. Aarau 1973.

Wey 1871: J. WEY, Expertise über die Rheinkorrektion im Kanton St.Gallen. 1871.

Wey 1878a: J. WEY, Die st.gallische Rheinkorrektion, bisheriger Erfolg, gegenwärtiger Stand, Sicherheit und Zukunft. Separatdruck einer Beilage zum St.Galler Tagblatt. Ragaz 1878.

Wey 1878b: J. WEY, Bericht über die Korrektion der Binnengewässer im Bezirk Werdenberg. Ragaz 1878.

Weydmann 1845: P. WEYDMANN, Bericht der Industriekommission über den Gang von Handel und Industrie in den Kantonen St.Gallen und Appenzell, während den letzten sechs Jahren und deren gegenwärtigen Zustand. – In: Verhandlungen der st.gallischen gemeinnützigen Gesellschaft. St.Gallen 1845, S. 85–145.

Widrig 1972: J. WIDRIG, Vom jungen Rhein. – In: Terra Plana 1972/5, S. 9–16.

«Ist es gut, kupfernes Kochgeschirr mitzunehmen?»

Aus der Monatsschrift «Anschauungen und Erfahrungen in Nordamerika» von Lehrer Heinrich Bosshard

Otto Ackermann, Fontnas

«Prättigau, den 30 Mai 1855.
Herrn Lehrer Bosshard in Oberstrass.
In Ihrer Monatsschrift vom April 1. J., deren Abonnent ich bin, offeriren Sie Jedem Ihre Dienste, der Auskunft über die Vereinigten Staaten von Nordamerika verlangt; deshalb erlaube ich mir, da ich im Begriffe stehe nach dem Nordwesten von Nordamerika auszuwandern, einige Fragen an Sie zu richten.

1) Ist es gut für den Einzelnen einen Reiseaccord von hier aus abzuschliessen, und wie hoch stehen gegenwärtig die Expeditionspreise von Zürich bis Neuyork für Zwischendeckpassagiere?

2) Soll man wollene Kleider mitnehmen?

3) Ist es gut, kupfernes Kochgeschirr mitzunehmen?

4) Sind die Ländereien am obern Des Moines in Iowa schon im Markte, und welche Route dorthin ist die bequemste?

5) Welche Gegenden würden Sie in Iowa und Minnesota zur Ansiedlung vorziehen?

6) Rathen Sie den Ankauf von Land bei vorgerückter Jahreszeit, oder ist es

zweckmässiger, in der Eigenschaft eines Tagelöhners Vorstudien in der amerikanischen Landwirthschaft für diesen Sommer zu machen?

7) Soll man Grassamen von hier mitnehmen?

8) Was für Preise haben damascirte Doppelflinten und Büchsen im Nordwesten? Sind sie in äusserer Form, Grösse und Güte den hiesigen oder Lütticher Gewehren ähnlich, und was für Kaliber führen sie in der Regel?...

11) Hat ein Cigarrenmacher oder Cigarrenfabrikant im Nordwesten gute Ausichten für sein Fach?»

Unter dem Titel «Mittheilungen an einen Auswanderer» druckt Heinrich Bosshard diesen Brief in seiner Monatsschrift «Anschauungen und Erfahrungen in Nordamerika» ab.¹ Solche und ähnliche Fragen haben sich auch die Auswanderer aus dem Werdenberg vor über hundert Jahren gestellt, und sie suchten sich bei Verwandten und Bekannten, in Aus-

wanderungsführern und bei Agenturen, die nötigen Auskünfte für die Vorbereitung des grossen Entscheides zusammen. Dabei haben sie auch gerne auf Informationsschriften wie diejenige von Heinrich Bosshard zurückgegriffen.²

Ein Lehrer und Dichter will raten und aufklären

Zwischen 1853 und 1855 bereiste Heinrich Bosshard weite Gebiete von Nordamerika mit der Absicht, in monatlichen Berichten, die gedruckt im Abonnement erhältlich waren, seine Leser in der ganzen Schweiz mit allen notwendigen Informationen für die Reise und eine erfolgreiche Ansiedelung zu versehen. Zu einem Buch zusammengestellt, ergab sich 1855 ein umfangreicher Band von über 1100 Seiten. Aus ihnen spricht die Sorge, dass die ungünstige Wirtschaftslage Europas und die verlockenden Schilderungen erfolgreicher Siedler bewirken, «dass viele tausend vaterlandsliebende und würdige Bürger die Auswanderung als ein Rettungsmittel



Heinrich Bosshard, Lehrer und Dichter des Sempacherliedes, Autor der Monatsschrift, liess sich im Jahr 1860 mit seiner Familie fest als Landwirt in Highland / New Switzerland nieder. 1867 konnte er berichten, der Ertrag an Obst, Vieh und Honig habe dieses Jahr sein Einkommen weit über 2000 Dollar gesteigert, was bedeutend mehr ausmache als sein Lehrereinkommen in Schwamendingen in den 17 Jahren zusammen. (Aus M. Schweizer, «Bilder aus Neu-Schweizland 1831–1900», Zug 1978, S. 49.)

ihrer Generation betrachten. – Die Auswanderung ist ein grosser, entscheidender Schritt, ein Unglück, wenn sie die Vortheile nicht bietet, die man von ihr erwartet.»³

Bosshard, der Dichter des Sempacherliedes, verbindet patriotische Tradition mit dem aufgeklärten Optimismus des 19. Jahrhunderts: «Wir preisen die Väter, welche ihr Leben für Freiheit und Wohlfahrt wagten; sollten deren Enkel im Genuss des Friedens nichts wagen? [...] Je mehr sich Amerika bevölkert, desto mächtiger wird die Wechselwirkung, welche die Wohlfahrt und den Glanz Europas fördert.» Gefahren drohen jenen, die «ohne gute Bekanntschaften aufs Geratewohl die Auswanderung wagen. Nirgends sind Bildung und Kenntniss dem Menschen so unerlässlich zu seinem Fortkommen, wie in der fremden Welt.»⁴

So stellt sich 1853 dem Volkspädagogen die erfolgreiche Auswanderung dar weder als Reise ins Paradies noch als verzweifelte Flucht aus aussichtsloser Lage, sondern

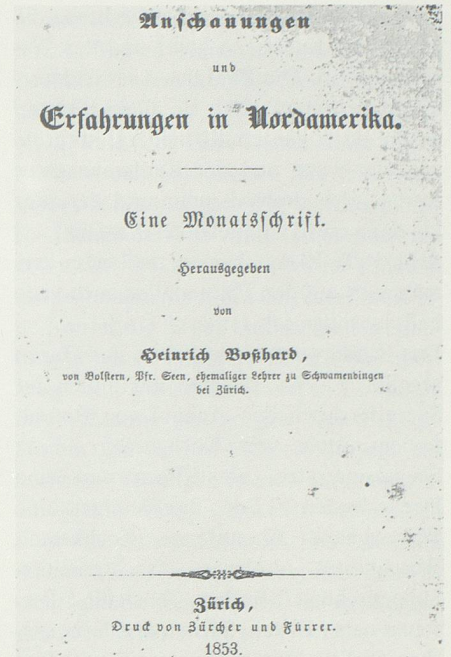
als gut geplantes Unternehmen jener Bevölkerungskreise, die in Berücksichtigung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Aussichten ihre Auswanderung sorgfältig planen.

Die Reise nach Le Havre

Wenn einmal der bittere Abschied vorbei war und die Auswanderer allein oder mit Familien und Schicksalsgenossen aus dem gleichen Dorf oder seiner Umgebung nach Basel unterwegs waren, begann die Reise nach Übersee in einer bunt zusammengewürfelten Reisegesellschaft, zu der immer neue Leute stiessen. Jeder erlebte die Reise wieder anders, und unzählige schilderten sie später in bewegenden Briefen. In den meisten aber finden wir den Ausdruck der inneren Spannung und die Schilderung der manchmal ganz abenteuerlichen äusseren Umstände. Auf den Segelschiffen dauerte die Reise in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts um die 30 Tage, allerdings mit grossen Schwankungen. Erst nach der Jahrhundertmitte wurde der Dampfer zum vorherrschenden Schiffstyp, der um 1880 die Atlantiküberquerung in durchschnittlich acht Tagen schaffte. Etwa gleichzeitig löste auf dem Festland die Eisenbahn den Transport mit Pferdegespannen und auf dem Wasserweg ab.⁵

Anschaulich weiss unser Autor seine eigene Reise zu schildern. Er schrieb am 16. August 1853 an ein Speditionshaus und bekam ein Angebot auf den 19. September; der Platz auf dem Zwischendeck kostete 90 Franken. Am 11. September wurde das Gepäck nach Basel speditiert, und am 15. ging's dann los über St. Louis, Strassburg, Paris nach Le Havre für 45 Franken mit dem Dampfwagen:

«Wagen, welche mit 40 Personen sonst gepropft voll sind, enthielten mit den Kindern auf der Mütter Schoos und in den Armen der Väter oft 50 Personen, und so gepresst mussten wir in einer Dauer 17 Stunden herhalten. Bald verloren Alle den Appetit und schon nach 3 Stunden stellte sich heftiger Durst ein, aber nirgends Gelegenheit zum Trinken [...]. Am traurigsten war die Lage derer, die ihre Kinder in den Armen trugen; sie wurden durch solche Leiden sehr herabgestimmt. Der Zug ging durch einige unterirdische Gänge (Tunnels) von zusammen mehreren Stunden; darum gab man Lichter in die Wagen. Bei Dijon hörten wir plötzlich ein grosses Geschrei; der Zug hielt und



Titelseite zum Buch von Heinrich Bosshard. Seine Berichte aus den Jahren 1851 bis 1853 füllen weit über 1100 Seiten.

Alles sprang hinaus, in der Meinung, es sei ein Unglück geschehen. Da waren es französische Auswanderer, die ihre Verwandten und Freunde beim letzten Lebewohl umarmten und in den Wagen verschwanden. Der Jammer der Scheidenden rührte Alle zu Thränen [...].

Den 17. Sept. Morgens 7 Uhr erreichten wir Havre. Bald stand alles im Freien, den staunenden Blick aufs endlose Weltmeer gerichtet. Es war eine feierliche Stille; man sah kein fröhliches Gesicht. Alles war leidend und erschöpft von der harten Reise. Viele hatten geschwollene Füsse oder Brand in den Fersen. Andere waren sonst unwohl und Alle voll banger Ahnung. [...]

Der ganze Tag beanspruchte unsere strengste Aufmerksamkeit wegen unsern Kisten. Wie die Bächlein der Berge und die Flüsse gegen das Meer hin Ströme

1 Bosshard, S. 964.

2 Über Schicksale von Werdenberger Auswanderern wird demnächst Band 2 der Reihe «Werdenberger Schicksale» von Werner Hagmann, Sevelen, berichten (Buchsdruck und Verlag). Vgl. dazu den Beitrag «Roots – Wurzeln» von H. Rissi / O. Ackermann in diesem Buch.

3 Bosshard, Vorwort, S. 3.

4 Bosshard, Schlussbemerkungen, S. 1139.

5 Schulbuch 1986, S. 224.

bilden, so wächst in gleicher Richtung die Masse der Kaufmannsgüter und der Warentransport. Die Zahl der Auswandererkisten betrug zu 1200; sie allein bildeten schon einen ganzen Kistenberg, so gross wie ein Haus, und der Kaufmannsgüter waren noch dreimal mehr und darunter lag mein etwas zart gebautes Kistlein [...] Sehr viele Kisten kamen theilweise zertrümmert auf den Platz und so auch viele halb leer; das gab Jammer. [...]»⁶

Das Schiff wurde jedoch erst in 6 Tagen segelfertig. «Wir rüsteten uns indess zur Seereise durch den Ankauf von Betten, Lebensmitteln und Kochgeschirr. Eine Seegrasmatratze, ein Kissen und eine Decke kosten 10 Frk., das Geschirr: eine Wasserkanne, Eisenpfanne, Kochkessel, Waschkessel, Laterne, Nachtgeschirr, Suppenschüssel, Becher, Teller für 5 Personen nebst Kisten, Säcken und Nebensachen 50 Frk., ferner Proviant für 40 Tag: 50 Pfd. gedörrtes Brot, 125 Pfd. Zwieback, 6 Sester Kartoffeln [Hohlmass/Scheffel, 15 Liter], 40 Pfd. Reis, Nudeln und Macaroni, 40 Pfd. Mehl, 21 Pfd. Butter, 25 Pfd. Schinken, 10 Pfd. Salz, 8 Litres Essig, 3½ Pfd. Kaffee, 3 Bouteillen Öl, ½ Pfund Thee und ½ Pfd. Pfeffer 159 Frk. Dazu kauften wir noch ein Fass Bordeauxwein von 114 Litres für 45 Frk., verwirtheten aber mit so guter Provision davon, dass wir etwa 60 Litres unentgeltlich trinken konnten. Die Person hatte im Ganzen 252 Frk. Auslagen bis New-York...

Soeben waren den Passagieren der 'Wilhelm Tell' die Bettnummern ausgetheilt mit dem Auftrag, sie sollen jetzt ihre Lebensmittel an Bord bringen, übermorgen segle das Schiff ab. Am Schiff erhob sich eine Stiege mit 32 Treppen; denkt euch wie das zugeht, als 790 Auswanderer 2 Tage ununterbrochen mit Betten, Kisten, Kochgeschirr und Lebensmitteln auf- und niederstiegen; es erinnerte unwillkürlich an den babylonischen Thurmbau und an die Arche Noah. In Havre gibts unter den Auswanderern selten ein heiteres Gemüth, alle sind verstimmt. [...]»⁷

Die Reise nach New York auf dem Segelschiff

Nach einer zweitägigen Verzögerung durch einen Sturm stach dann das Schiff, ein amerikanisches Segelschiff mit 15 000 Zentner Fracht und 270 Auswanderern in See:

«Unter Deck hatten nun 264 Auswanderer 66 Bettnummern. Die Betten laufen, in 2 Hürden über einander, rechts und links durchs Schiff. Jede Bettnummer misst 6' [= 6 Fuss, ca. 1.80 m] in die Länge und 6' in die Breite und wird 4 Personen zugewiesen. [...] Auf dem Deck stehen 2 Küchen für die Auswanderer; sie müssen selbst kochen. So eine Küche ist akkurat wie der Krämerstand eines Messerschmieds auf dem Jahrmarkt... Rasch trug das Volk Betten, Kisten, Geschirre und Lebensmittel zu. Jeder kaufte nach Vorschrift 6 Pfd. frisches Brot, fasste für 3 Tage Wasser und kalten Tisch.»⁷

Im dritten Brief zeigt Bosshard sein schriftstellerisches Talent in einer ausführlichen Beschreibung seiner Mitreisenden:

«Die 2 leidenden blassen Frauen, welche in rothen Sommerdecken vor des Kapitäns Hütte liegen, sind welsche Bernerinnen; sie ziehen zu Verwandten im Staate Ohio. Die 4 schlummernden Jungfrauen, welche ihre verhüllten Häupter an die Wand lehnen, sind Töchter aus Würtemberg; sie machen kein Hehl daraus, das sie aus Heyrathsabsichten nach Amerika reisen. Die 3 Frauenzimmer zu ihren Füßen stricken gar emsig Wollengarn; sie sind aus Kurhessen und gehen zu ihrem Bruder, der eine schöne Farm im Staate Neu-York hat. Hier rechts 2 kranke Mütter aus Rheinbaiern; sie sind zu schwach, ihre Kinder zu trösten. Die armen Kleinen haben während des 48stündigen Sturmes fasten müssen. [...] Diese rüstigen Jünglinge, welche da beim Kartenspiel am Hauptmast sitzen, sind Aargauer und Berner; sie reisen auf ihre Professionen. Hier um diesen Haufen Zwieback knien jene Franzosen von Dijon; sie hatten aus Sorgfalt den Zwieback unter ihr Bett placirt, als aber im Sturm die Nachthafen tanzten, so kam der Sack in den Brei. Sie halten Stück für Stück an die Nase, und was weich und anrühlich ist, wird ins Meer geworfen; es sind nicht die Einzigen, denen das passirt ist.»⁸ Diese Leute sind Korbflechter und haben mehr als 10 Zentner geschälte Weiden an Bord, damit sie dieselben verkaufen oder selbst verarbeiten können. [...] Die kräftige Frau in seidener Jacke, welche da neben dieser Tochter sitzt, ist eine Frau Baumann von Aarau; sie reist zu ihrer Tochter in Buffalo am Eriesee. Die gute Frau ahnet nicht, dass bereits ein Brief in Neu-York liegt,

der bei ihrer Ankunft melden soll, dass ihre Tochter nebst dem Töchterlein seit 4 Wochen im Grabe ruht. Die Frau dort hinten mit dem Schröpfschnäpper in der Hand ist eine Glarnerin; sie ist in Basel um 90 Frk. gekommen und behauptet, jener Mann dort, von Fischbach, aus dem Kt. Luzern habe sie genommen; sie liess ihn darum in Basel einsperren, musste ihn, um sich des Prozesses wegen nicht verweilen zu müssen, wieder laufen lassen. [...] Der Würtemberger im braunen Rock ist ein Gerber aus Philadelphia und schon 5 Jahre in Amerika; er ist auch in Kalifornien gewesen, hat aber sein Glück dort nicht gefunden. Er machte mir merkwürdige Schilderungen vom Leben und Leiden der Goldgräber und den Schrecknissen einer Reise über Panama. – Jener russige Kerl bei der Küche ist ein Drucker von Affoltern bei Zürich. Der E. Gemeindrath hat ihm aus dessen kleinem Vermögen die Reisekosten und einen Wechsel von 80 Dollar verabreicht. Der Mann ist fest entschlossen, Bettler zu werden und geh' es nicht, die 80 Thaler zur Rückreise zu verwenden. Ein Heer von Spitzbuben lauert auf solche Vögel. Vielleicht ist sein Geld sein Unglück. [...]»⁹ Natürlich spielte fast allen die Seekrankheit übel mit, einmal tobte während 70 Stunden ein Sturm.

Ankunft in New York

Erst einen vollen Monat nach der Abreise von Le Havre kam Land in Sicht, und am 23. Oktober kann Bosshard die komplizierte Landeprozedur beschreiben. Zollformalitäten halten die Leute nochmals zwei volle Tage an Deck. Doch an Land gehen die Probleme erst recht los:

«Nun erschienen die Mäkler der Wirthe, Schweizer und Deutsche, nach ihren Reden die edelsten Menschen; doch auf ihren Gesichtern ist die Verworfenheit ihrer Seelen gezeichnet und die Einwanderer werden von ihnen mit: 'Mein lieber Bruder! o mein guter Landsman! und mein guter, lieber Vater' u.s.f. angeredet und Zuvorkommenheit und billigste Bedienung versprochen. Bei unserer Ankunft sahen wir herzergreifende Scenen des Wiedersehens zwischen Eheleuten, Eltern und Kindern und Geschwistern. – Wir waren von unserem Wirth in Havre an Hrn. Kännel, Wirth zur Schweizerheimat in Carlislestreet empfohlen, der mit seinem Kellner auch auf dem Schiff war. Wir baten ihn um Obsorge der Kisten

beim Abladen, waren aber selbst tätig dabei. Zwei halfen ausladen und Zwei aufladen, was auch nöthig war, denn die Spitzbubenhände griffen überall zu. Wir mussten unsere Effekten oft mit: 'Halt, das geht dich nichts an!' frechen Dieben aus den Händen reissen; doch konnten sie von unserem Schiffsproviand 3 Sester Kartoffeln, das leere Weinfass und die Butter zwicken.

Ein Glarner liess sich in seinem Hotel verleiten, mit den Hausgesellen auszugehen und zu trinken; er wurde niedergeschlagen und seines Geldes beraubt, in ein Loch gesteckt und als besinnungslos von der Polizei weggetragen; einem Zürcher ging's vor demselben Hotel ebenso.¹⁰

Betrügereien und Diebstahlsversuche an den Ankömmlingen gehörten zum Alltag. Bosshard erzählt von Tricks raffinierter Diebe, die neben den heutigen «Stories» aus den Ferien in Mittelmeerländern durchaus bestehen können.

Gewaltigen Eindruck auf den Ankömmling machte der riesige Hafen, in dem er mehrere tausend Dampf- und Kauffahrtsschiffe vor Anker sah, und dann der unglaubliche Verkehr auf den breiten Strassen:

«Man kann nie ohne Gefahr quer über die Strassen gehen; täglich werden Leute zu Tode gekarrt.

Eine ältere Person aus dem Kanton Schwyz, welche 14 Tage in Neu-York bei einem Kleiderhändler diente, ging einmal aus und konnte nachher auf keine Weise das Haus ihres Herrn mehr finden. Wie stand sie nun da in der Welt? Sie hatte nichts als ihr Kleid am Leib; ihre Baarschaft, ihre Kiste war beim Herrn; sie ging alle Tage aus und weinte und suchte und kam Abends unverrichteter Dinge wieder zurück. Sie erhielt Unterstützung vom schweizerischen Konsul.¹¹

Spektakulär war auch ein Fackelzug mit 15 000 bis 20 000 Fackelträgern am ersten Abend. Die demokratische Partei demonstrierte für ihren Präsidentschaftskandidaten, nachdem der amtierende Präsident einen Tag zuvor verstorben war.

Bosshard beobachtet auch soziales Elend: «In Neu-York sind alle Stände, von den untersten Stufen des Elends bis zu den Palästen der Millionärs, sehr zahlreich vertreten. Da leben in den feuchten Erdgewölben die schmutzigen, liederlichen Irländer, welche den Lohn ihrer Arbeit für Branntwein auslegen und ihre Kinder

in Rohheit und Schmutz durch die Strassen ziehen lassen. Tausende von Knaben sind des Nachts auf den Strassen, füllen alte Packfässer mit Holz, Stroh etc., zünden sie dann an und machen Freudengeschrei und Lärm; dabei sind sie grob und leichtsinnig, laufen von ihren Eltern weg, legen sich bisweilen auf Diebstahl, wo sie dann von der Polizei aufgefangen und in's Korrekthaus gebracht werden. [...] In Neu-York zählt man drei solcher Häuser, wovon in einem allein sich etwa 2 000 Knaben befinden. So siehst in den Städten der Schweiz nicht aus!»¹²

Dass in einem Land, in das man kam, um sein Glück in Form von Dollars zu suchen, das Geld eine Hauptrolle spielt, bemerkt Bosshard auch an einer merkwürdigen Einrichtung:

«Der Unternehmungsgeist des Amerikaners greift in alle Gebiete, wenn es rentirt. Hier schiessen Kirchen wie Pilze aus der Erde, und alle werden aus Spekulation gebaut. Es befinden sich gegenwärtig hier 350 Gotteshäuser. Der Zins eines Kirchenstuhls beträgt durchschnittlich im Jahr 8 Dollar, was bei 1 000 Stühlen 8 000 und in zehn Jahren 80 000 Dollar einbringt. Mitunter fehlt auch eine solche Spekulation; so konnte z. B. in der Nähe der Kirchenstrasse ein Gotteshaus nicht eröffnet werden, weil sich zu wenig Käufer für die Plätze meldeten. Nun haben die Unternehmer die Kirche um 45 000 Dollar wieder an einen Spekulanten verkauft, der einen vortrefflichen Prediger zu mieten beabsichtigt, damit ihm die Kirche rentabel wird.»¹³

Bosshard hat Gelegenheit, eine Ausstellung für Industrie und Landwirtschaft –

sie hatte 100 000 Personen angelockt – am letzten Tag zu besuchen, und ist zutiefst beeindruckt von der Fülle der sinnreichen Maschinen:

«[...] dass doch diese Sachen allen Handwerkern und Fabrikanten des Schweizerlandes zur Schau gebracht werden möchten. Schneider und Näherinnen erschreckt nicht! Da sassen vornehme Fräulein mit Nähmaschinen, die im Augenblick eine Naht fertig hatten und nach allen Richtungen nähen konnten. Ja, ich bin überzeugt, eine Frau nähete damit in 5 Minuten ihrem Manne ein grosses Stück in die Hosen. Ein solches Fräulein hat mir auf höfliches Verlangen in zwei Athemzügen ein Muster fertig gemacht, welches ich samt einer nordamerikanischen Musquite meiner lieben Frau geschickt habe; wer es nicht glaubt, kann es bei ihr in Augenschein nehmen.»¹⁴

6 Bosshard, Brief 1.

7 Bosshard, Brief 2.

8 Zu Beginn des Briefes hatte Bosshard geschildert, wie die Matrosen alle Proviantssäcke vom Zwischendeck in den «Keller» des Schiffes beförderten, was vielen aus Angst vor Diebstählen nicht passte.

9 Vgl. Schulbuch 1986, S. 220f. zur damaligen politischen Diskussion über die Abschiebung von «Sozialfällen» im Kanton Aargau.

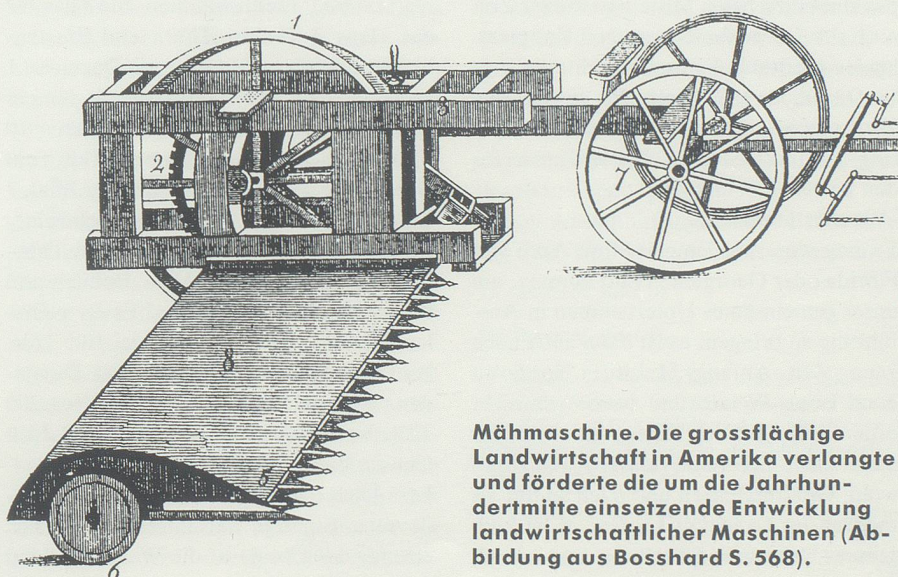
10 Bosshard, Brief 5.

11 Bosshard, Brief 7.

12 Bosshard, Brief 5.

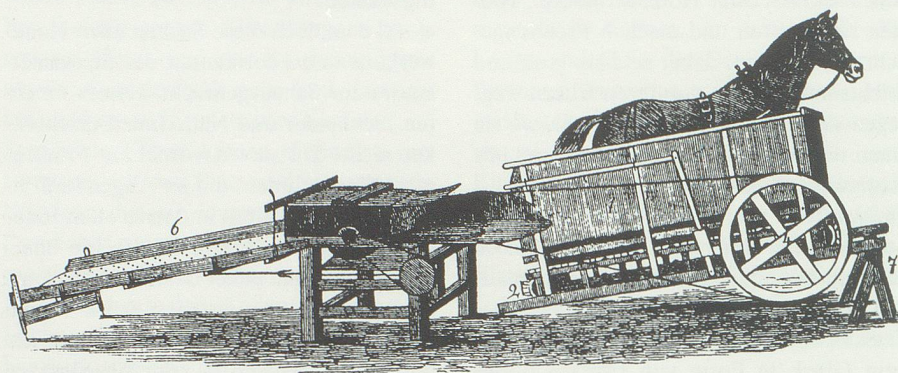
13 Bosshard, Brief 8.

14 Bosshard, Brief 5.



Mähmaschine. Die grossflächige Landwirtschaft in Amerika verlangte und förderte die um die Jahrhundertmitte einsetzende Entwicklung landwirtschaftlicher Maschinen (Abbildung aus Bosshard S. 568).

Dreschmaschine. Bosshard war von den technischen Hilfsmitteln fasziniert und beschreibt sie seinen Lesern ausführlich. Noch diente das Pferd als Energiequelle, trotzdem sind solche Geräte die Ahnen der riesigen Erntemaschinen unserer Zeit (Abbildung aus Bosshard S. 571).



Wo Land kaufen?

Natürlich ist es im knappen Raum dieses Berichts nicht möglich, auch nur eine beschränkte Vorstellung von der Fülle interessanter Beobachtungen aus dem Amerika des 19. Jahrhunderts zu geben! Nach verschiedenen Wanderungen und Reisen in Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Iowa, Minnesota denkt Heinrich Bosshard daran, zusammen mit einem Genossen Johann Geering im zweiten Jahr seines Aufenthaltes die Gründung einer Farm vorzubereiten. Vorher reist er noch auf dem Seeweg nach Florida. Noch ist der entscheidende Konflikt zwischen den Sklavenstaaten im Süden und dem industriellen Norden nicht zum Sezessionskrieg von 1861 bis 1865 eskaliert. Bosshards eigene Interessen sind ganz auf freie Landwirtschaft ohne Sklavenarbeit im Mittleren Westen ausgerichtet. Hier beobachtet und erlebt er täglich, wie kleine Pioniergruppen mit einfachsten Mitteln in kurzer Zeit nach der Übernahme günstigen Kongresslandes profitable Farmen errichten.

Im Dezember 1853 beschreibt er von New York aus in einem langen Brief an Geering die notwendigen Massnahmen für den nächsten Frühling:

«Werther Freund!

Es mag sein, dass ich erst Mitte April von Florida oder Georgien herauf komme, um unser gemeinsames Unternehmen in Ausführung zu bringen; es ist dann auch noch genug Zeit. Anfangs Mai ist in Nordjowa noch keine Weide; und bevor wir nicht ordentliche Weide haben, können wir auch nicht ins Land fahren. Wir thun wohl, Geräthschaften und Vieh so tief als möglich im Lande zu kaufen; es ist kein grosser Unterschied im Preis, und wir ge-

langen leichter zum Ziel. Wenn wir in der Meinung zu Werke gehen wollen, es sei ein Wagen gelegentlich billiger zu kaufen, als neu vom Markte, so müssen wir rechtzeitig darüber Nachforschungen anstellen. In der Gegend, wo wir den Wagen bekommen, sollen wir mindestens ein Joch Ochsen kaufen. Der Wagen wird 60 Thaler [= Dollars] kosten, ein Joch Ochsen 70 Thaler, eine Kuh 26 Thaler, die Wagendecke 3 Thaler, denn sie muss gut sein, damit wir im ersten Monat im Wagen schlafen können, und gegen Regen und Gewitter Obdach haben. Ferner zwei Aexte 3 Thaler, eine Waldsäge 4 Thaler, eine Handsäge 1 Thlr., ein Spaten 1 Thlr., ein Spaltmesser 1 Thlr., ein Bohrer 1 Thlr., zwei Zugketten 3 Thlr., zwei Joche 1 Thlr., Geissel und Handbeil 1 Thlr., eine Schälle oder Glocke für das Vieh 1 Thlr., zwei Scharren 1 Thlr., zwei Sensen 3 Thlr., zwei Gabeln 1 Thlr., Kochapparat 11 Thlr., Fensterrahmen und Glas für das Haus 3 Thaler, Thüre und Pfostenbretter 2 Thaler, Nägel für ein Dach etc. 1 Thaler. Milch und Butterapparat für ein Haus 1 Thlr., zwei Zuchtschweine 10 Thlr., zwei Dutzend Hühner 2 Thlr., ein Brechpflug 15 Thlr., ein ordinärer Pflug 7 Thlr., Seile 2 Thlr., 200 Pfund Schweinefleisch 8 Thlr., Kaffee und Thee 6 Thlr., 200 Pfund Salz 4 Thlr., Mais, Bohnen und Kartoffeln zum Stecken und Essen 4 Thaler, Gesäm 1 Thlr., für Allerlei 10½ Thlr. Nun rechne zusammen, so wirst Du finden, dass jeder von uns mindestens 200 Thlr. braucht, denn wir bedürfen 2 Joch Ochsen und 2 Kühe.

Lass Dich das nicht schrecken. Im Grunde setzt Einer ja nur ungefähr 24 Thlr. ein, für das Übrige ist die Waare da. Und

die 24 Thaler bringt uns ja das Zuchtschwein ein, sofern wir nur auf 12 Fährlein rechnen. Im Herbst gilt das Claim [= Besitztitel] gern 200 Thlr. Ist das nicht schon ein schöner Schritt vorwärts? Welcher Bauer in der Schweiz kann sein Anlagekapital innerhalb einem Jahr verdoppeln? Im Juni, Juli und bis Mitte August sollte es möglich sein, 60 Acres Prairie zu brechen und bis Mitte November für jeden 40 Acres in Fens [= Umzäunung] zu bringen. [...]»

Wenn wir also keinen Regentag in Anschlag bringen, und jeden Augenblick benutzen, so haben wir für die Hauptaufgabe zur Begründung einer schönen und reichen Zukunft 36 Tage Zeit. Da heisst es aufgepasst! [...] Wehe dem Einwanderer, der das nicht bedenkt und rasch und entschlossen das Rechte thut, seine Aufgabe zu vollenden. Hunderttausende kommen von Europa hierher, und wissen das nicht!

Die Amerikaner, die das wissen, thun darnach und machen ihr Glück. Geld verlieren oder Geld gewinnen, das ist eine grosse Differenz und besonders in Amerika, wo man in 3 Jahren tausend Thaler verdoppeln und verdreifachen kann.»¹⁵

Der Brief geht noch über volle 19 Druckseiten weiter, verliert sich in allerlei vermischten Nachrichten. Aus allem aber wird Bosshards Anliegen deutlich, die grosse Zahl von Ansiedlungswilligen sowohl vor falschen oder übertriebenen Erwartungen zu warnen als auch ihnen möglichst genaue Anleitungen zur Bewältigung der Startschwierigkeiten zu vermitteln. Einmal berichtet er von den Plänen eines Lehrers Hoffmann aus Pfungen, der in der Meinung nach Amerika gereist war, «er könne sich in etwas entfernter, einsamer Gegend anbauen, wo das Land noch Jahre lang benutzt werden könne, ehe man dasselbe bezahlen müsse. Dort wolle er ein Gütchen einrichten, und wann dann die Zeit komme, dass er das Land zahlen müsse, könne er aus Erzeugnissen eint und anderer Art so viel ziehen als nöthig sei den Betrag zu decken.»

Bosshard warnt: Vermessenes Land sei bereits alles im Markt, die Einwanderung nach Jowa sei zu einer Völkerwanderung geworden: «Willst du nun auf unvermessenes Land ziehen, welches längere Zeit noch nicht in den Markt kommen kann, so musst du 8 bis 10 Tagesreisen von den jetzigen letzten Ansiedlungen ins Land ziehen. In solche ferne Einsamkeit zieht

kein einzelner Mensch, sondern stets Familien mit vollen Provisionswagen und Leute, die anderer Natur sind als du: die in ihrer Lebensweise mehr Indianer sind als Weisse.» Erfolg haben unter solchen Umständen nur Siedlergruppen; gute Englischkenntnisse sind Voraussetzung. Ausnahmen bilden einzelne von aussergewöhnlicher Körperkraft, die als geschickte Holzfäller und Zaunbauer im Tausch rasch zu den nötigen Ausrüstungen und Vorräten gekommen seien. Im weitem rät Bosshard seinem Berufskollegen, es mit Baumschulen zu versuchen, und bringt Beispiele von gewerblichem Fleiss von erfolgreichen Korb- oder Rechenmachern. Und er schliesst den langen Brief mit Zeilen, aus denen der Respekt vor den gewaltigen körperlichen Anstrengungen nicht ohne Seitenhieb auf vermeintliche Besserwisser spricht:

«Ich erkläre offen und treu, dass Schullehrer, Schreiber und Pfarrer und andere der Handarbeit entwöhnte Leute als Anfänger in Amerika, sofern sie nicht über 1 500 Thaler verfügen können, unter allen Einwanderern am schlimmsten daran sind. Mit 1 500 Thalern kann sich aber Einer hier einrichten, dass er sorgenfreier, leichter und in Speisen viel reicher lebt, als ein Herr von 50 000 Gulden im Schweizerlande; zudem blickt der Mann mit der Spate furchtloser in die nahenden Stürme der Zeit, als der Mann mit der Feder.

Es grüsst in der Überzeugung, dass Befähigung und Lust zur Arbeit, auf welche sich das Familien- und Volksleben basiert, immerhin auch die Bedingungen zur eigenen sichern Lebensbasis sind, in Liebe, euer Freund Heinrich Bosshard.»¹⁵

Aus diesen Zeilen werden auch die Ziele und Überzeugungen von Bosshard sichtbar: Die Auswanderung ermöglicht bei einigem Geschick den Aufbau einer gesicherten Landwirtschaft als einer sittlich vorbildlichen Lebensform. Dafür bilden die billigen Landreserven unter klimatisch und geologisch vergleichbaren Bedingungen, befreit von den Hindernissen historischer und politischer Traditionen in der eng gewordenen Schweiz die Grundlage. Bosshards Anliegen ist im Grunde konservativ, und er träumt noch nicht von Amerika als dem Land der Städte und der unbegrenzten Möglichkeiten der Industrialisierung. Kein Wunder darum, dass nicht nur für unsern Lehrer, sondern für viele Tausende Wisconsin westlich der

Grossen Seen bevorzugtes Auswanderungsgebiet war: Noch heute zeichnet es sich durch Viehzucht und Milchwirtschaft aus.¹⁷

Indianer: Idyll und Überlebenskampf

Dass diese Landnahme auch eine Landvertreibung der einheimischen Urbevölkerung bedeutete, ist ihm zwar bewusst, aber ein Zusammentreffen mit Indianern im Gebiete von Wisconsin hat schon etwas von der pittoresken Begegnung mit harmlosen Sondergruppen:

«Mittags den 15. Wintermonat sah ich mitten im Walde von Kikaboo das Zelt einer indianischen Familie. Ein Räuchlein aus der Mitte des Daches liess vermuthen, dass die Leute daheim seien. Eine grosse Wolfshaut bildete die Thüre; ich schob sie ein wenig seitwärts und guckte in das Zelt, wo drei kernfeste, hübsche Jünglinge bei einem Kessel sassen und ihr Mittagessen hielten; ihre Gesichter waren hellgelb bemalt und auf jeder Wange ein blutrother Fleck so gross als ein Fünfer. Eine Weibsperson mit lieblichem Vollmondsgesicht, ich weiss nicht war es eine Frau oder eine Jungfrau, rüstete weiter zum Essen. Wie mich die Indianer erblickten, rief Einer in freundlichem Ton, der den Indianern so eigen ist und hell lautet, wie die Stimme der Kinder: Piano heio, tschitagino wusini! Was ungefähr heisst: Komm' herein, sitz' ab und iss! Ich setzte mich zum Kessel und erhielt ein hölzernes Schäuflein, um mir etwas gesottenen wilden Reis aus dem Kessel zu stechen. Ich ass mehr aus Neugierde als aus Appetit. Das Gericht wäre gut gewesen, aber es war kein Salz daran. Die Tochter goss schmackhaften Kräuterthee in einen blechnen Becher und dieser kreiste in der Runde. Die gebratenen Hirschrippen waren ebenfalls ungesalzen [...] Kinder der Indianer sehen denen der weissen Menschen oft täuschend ähnlich [...].»¹⁸

Ganz anders ist die Lage weiter im Westen und Süden. Dies zeigt sich in einem Brief an eine Gruppe von Freunden, von denen gleich anschliessend die Rede sein soll:

«Ich habe gehört, euer Auge sei auf Hochtexas gerichtet, weil man dort den Acre Land um ¼ Thaler (27 Fünfer) haben könne, und weil über jene Gegenden reizende Beschreibungen vorliegen. Ich könnte mich nach Massgabe eurer Grundsätze durch solche Motive nicht be-

stimmen lassen, nach Hochtexas zu gehen; am wenigsten auf lockende Schilderungen, da doch bekannt ist, dass sie meistens darauf berechnet sind, die Emigration zu locken. Hochtexas ist immer noch der Schauplatz eines Vernichtungskrieges zwischen Weissen und Indianern. Die wilden, tapfern Comanches und Apalachen stürmen oft unvermuthet in Scharen von Hunderten und Tausenden auf ihren schnellen Pferden bei hundert Stunden weit durch die Prairien und Wälder daher und überfallen dann gewöhnlich, damit ihnen ja Niemand entrinne, des Nachts die Hütten der Ansiedler und morden und skalpiren sie. Vielleicht lächelt Mancher und meint, ich habe da einen Popanz aufgesteckt; aber ich sage euch, es liesse sich über die Gräuel, welche dort nur in den Jahren 1852 und 1853 vorfielen, mehr als ein Buch schreiben.

Im Sommer 1853 erliessen die Ansiedler das Gesetz, dass jeder von ihnen verpflichtet sei, Comanches zu erschiessen, wo er solche treffe. Die Comanches sind aber auch gute Schützen und wissen die Weissen zu Boden zu strecken, ehe sie von denselben gesehen werden. Sie verstehen ihr Blut zu sparen und mit möglichstem Erfolg den Krieg für ihr Land und das schönste Jagdgebiet der Erde zu führen. So lange die Comanches leben, ist kein weisser Ansiedler in Hochtexas seiner Kopfhaut sicher. Schon oft erging der Nothschrei der Ansiedler nach Washington um wirksamere Hülfe, und sie erhielten stets zur Antwort: Sorgt, dass das Land besiedelt wird, dann wird auch die Morderei aufhören. Und nun ist es der innigste Wunsch der dort Lebenden, es möchten recht viele Einwanderer kommen, um dadurch Sicherheit und Hülfe zu gewinnen, und darum sind die Einwanderer nirgends willkommener als in Hochtexas. Es gilt als Thatsache, dass sich ein grosser Theil von Texas nicht zum Getreideanbau eignet. [...]»¹⁹

Dieser Ausschnitt stammt aus einem Brief mit dem Titel «Meinung betreffend sozia-

15 Bosshard, Brief 78.

16 Bosshard, Brief 97.

17 Bosshard, S. 992 gibt unter dem Titel «Nordamerikanische Melkerei und Käserei; amtlicher Bericht über Käse- und Butterfabrikation auf den Prairien in Wisconsin» nähere Angaben zur Milchwirtschaft. – Vgl. dazu auch Löönd 1979, S. 79ff.

18 Bosshard, Brief 120.

19 Bosshard, Brief 117, vgl. dazu auch Brief 119.

le Niederlassungen». Eine Gruppe von Sozialisten hatte sich mit dem Projekt einer Koloniegründung an Bosshard gewandt. In den Jahren zuvor war ein Siedlungsexperiment mit sozialpolitischem Hintergrund gescheitert. Während des Erscheinens von Bosshards Mitteilungen bereitete sich in Zürich Karl Bürkli, der Gründer der ersten Konsumgenossenschaft, zusammen mit Freunden darauf vor, eine Wohn- und Arbeitsgemeinschaft von 300 Familien nach dem Vorbild des französischen Sozialisten Fourier in Texas zu organisieren.²⁰ Obwohl sie nicht mit Namen genannt werden, gelten die folgenden, ungewöhnlich pathetischen Zeilen diesen Zürcher Idealisten:

«Theure, für Humanität und edleres Leben begeisterte Brüder in Liebe! Es freut mich herzlich und innigst zu hören, dass ihr, um euch vom Sklavenjoch der Noth zu befreien, den hochherzigen Vorsatz heget, in grösserm Masstabe eine Kolonie zu gründen, um damit auch die Genüsse und Segnungen eines europäisch-geselligen Kulturlebens in der fremden Welt zu wahren. Seid nur getrost: wenn ihr vorsichtig und umsichtig handelt, so wird euer Unternehmen gewiss von ausserordentlichem Erfolg und Segen begleitet sein [...] Merkt zum Voraus: die meisten gesellschaftlichen Unternehmungen der Art scheiterten in Nordamerika durch ungünstige Wahl der Lokalität [...].»²¹

Die Warnung Bosshards vor einer Koloniegründung in Texas kennen wir schon. Leider wurde sie nicht befolgt, und so scheiterte das grossangelegte und internationale Unternehmen aus verschiedenen Gründen und an ungünstigen Umständen – mangelndes Vertrauen bewog viele, davonzulaufen, Missernten stellten sich ein, Eisenbahnspekulation verteuerte den Bodenpreis – und Bürklis Reise nach Nicaragua zur Erkundung einer Ansiedlungsmöglichkeit endete mit seiner Gefangennahme. Erst 1858 kehrte er enttäuscht und hochverschuldet nach Zürich zurück. Trotzdem zeigt uns dieser Brief einige wichtige Voraussetzungen für die erfolgreiche Auswanderung: Nicht nur soziale Not, Arbeitslosigkeit und Hunger vertrieben die Leute aus Europa: Die Utopie einer besseren, gerechteren und freieren Welt zog wie ein Magnet viele kritische Zeitgenossen an, die unter den bestehenden politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen litten. Idealismus allein genügte freilich nicht, erst wenn die nötige



Denkmal für Heinrich Bosshard (1811 bis 1867), errichtet 1909 in Highland.

Sachkenntnis sich mit ihm verband, waren die Voraussetzungen für das Entstehen einer blühenden Kolonie gegeben. Das war schon das Charakteristikum der Besiedelung Amerikas durch die Engländer gewesen – ich denke an die zahlreichen religiösen Gruppen des 17. und 18. Jahrhunderts²² – und dies zeigte sich auch im Entstehen der vielen New Bern, New Glarus usw. Dies waren keine revolutionären Gründungen; vielmehr ermöglichte die Anwesenheit einer grösseren Anzahl Schweizer, dem einzelnen materiellen Schutz und geistige Heimat zu geben. Kein Wunder, dass in diesen Kolonien das gesellschaftliche Leben in Vereinen und Kirchgemeinden womöglich noch mehr als in der alten Heimat gepflegt wurde.

Bosshard selber finden wir 1859 als vermöglichen Farmer in der Umgebung von Highland in Illinois, der bedeutendsten Schweizer Siedlung in den Vereinigten Staaten, die auf den Arzt Kaspar Köppli aus Sursee zurückgeht, der mit viel Wissen, Kapital und Idealismus bereits 1831 ausgezogen war in der bewussten Wahl zwischen zwei Welten:

«Hier das mühselige, blutige eitle Streben, die Missordnungen, die Vorurtheile, die Ketten, die Foltern und andere Erbstücke einer rohen Vorzeit abzutun und den gesunden Menschenverstand gegen Unnatur in sein Recht einzusetzen, dort die schlichte Vernunft und Natur obenan,

in ungehemmter Freiheit, vor keinen Höfen, Ministern, Sternkammern, Priestern, Zensuren, Inquisitionen bedrängt, das Bessere bauend [...].»²³

Diesen Zielsetzungen und auch Methoden der wohlgeplanten Kolonisation hat Bosshard in seinen Mitteilungen dienen wollen, zu Recht, denn sie erwiesen sich damals als erfolgreicher Ausweg aus der Enge Europas und der Schweiz (ein Ausweg, der freilich durch die Industrialisierung bald seine geträumte Unschuld verlor):

«Es gibt kaum ein genussreicheres und freundlicheres Leben auf Erden als ein geregeltes, durch Bildung und Ordnung verklärtes, schuldenfreies Farmerleben. Früher war meine Ansicht, wer die Triumphe kaufmännischer Spekulationen, oder die Lust reicher Geldernten in Glücksperioden der Industrie, oder täglichen Freuden einer wohlbesetzten Tafel und fröhlichen Gesellschaft genossen habe, taue nicht mehr ins Bauernleben, und dies ist in Bezug auf die Schweiz auch jetzt noch meine Ansicht [...]. In Amerika stellt sich dieser Stand ganz anders. Landwirtschaft zieht fort und fort viele Tausende aus allen Ständen auf ihr Gebiet; sie macht ihre Diener glücklich und gewährt ihnen ein freieres, angenehmeres Leben als irgend ein Stand [...].»²⁴

Vielen ist dieser Traum in Erfüllung gegangen, andere mühten sich ab, oft unstet von Ort zu Ort ziehend – ihre Briefe zeugen davon –, und von den meisten «Einzekämpfern» verlieren sich die Spuren in den Grossstädten. Nicht wenige aber sind auch enttäuscht nach Hause gekommen.

20 Zu solchen Gruppenprojekten vgl. Lüönd, 1979, S. 98 ff.: «Gewagt, geglückt, gescheitert».

21 Bosshard, Brief 117.

22 Vgl. Lüönd 1979, S. 33ff.: «Der linke Flügel der Reformation».

23 Aus dem Abschiedsbrief Köpplis, zitiert nach Schulbuch 1986, S. 221.

24 Bosshard, Brief 104.

Literatur

H. BOSSHARD, *Anschauungen und Erfahrungen in Nordamerika. Eine Monatsschrift*. Zürich 1853 bis 1855.

J. HARDEGGER u. a., *Das Werden der modernen Schweiz. Quellen, Illustrationen und andere Materialien zur Schweizergeschichte*. Band 1, *Vom Ancien régime zum Ersten Weltkrieg*. Schulausgabe, Lehrmittelverlag des Kantons Basel Stadt, Basel 1986 (zitiert als «Schulbuch 1986»).

N. JANSEN, *Nach Amerika! Geschichte der liechtensteinischen Auswanderung*, Vaduz 1976.

K. LÜÖND, *Schweizer in Amerika*, Olten 1979.